„Der junge Goethe."

Es ist eine ganz irrige und durch alle Literarhistoriker mit Unrecht vertretene und verbreitete Ansicht, daß es nur einen jungen Goethe in der Welt gegeben habe. Im Gegentheil, die jungen Goethe's laufen alle Tage zu Dutzenden auf den Straßen umher und sind ganz typische Figuren in allen Familienkränzchen und Lesevereinen namentlich kleinerer Städte. Sie alle aber haben das Unglück, nur junge Goethe's zu sein, während nur ein Einziger, eben jener bekannte Wolfgang Goethe, es dazu gebracht hat, auch ein alter Goethe zu werden. Auch wir in unserm kleinen ostpreußischen Städtchen, das zwar nicht Posemuckel hieß, aber doch so hätte heißen können und in dem ich mehrere glückliche Jahre meines Lebens zugebracht habe, waren in dem behaglichen Besitz eines jungen Goethe. Er führte den ehrenwerthen Namen Egon Schlichtemeyer und sein Vater war der reichste Weinhändler nicht nur in der Stadt, sondern auch auf mindestens zehn Meilen im Umkreise. Seine Mutter war eine sehr brave Frau, die in früheren Jahren gern in ungefaßten Handbüchern der poetischen Nationalliteratur geblättert hatte und deshalb den ausgesprochenen Beruf zur Dichtermutter in sich spürte, noch ehe ihr das erste und leider das einzige Kind geboren wurde. Als dieses nun zur Welt kam und sich ein Büblein herausstellte, war es der Mutter nächste Fürsorge, dem wenig klangvollen Namen Schlichtemeyer wenigstens durch einen recht poetischen Vornamen aufzuhelfen, da sie sehr wohl wußte, daß man bei berühmten Dichtern stets beide Namen zusammen zu nennen pflegt. Sie taufte ihren Sohn daher Egon, trotz des väterlichen Einspruchs, der seinen Erstgebornen gern, nach dem Großvater, Anton benamset hätte. Hatte die liebe Mutter in den ersten Monaten von Egon's irdischer Laufbahn noch einige Zweifel hegen können, ob ihre insgeheim genährten Wünsche einer glücklichen Erfüllung zureifen würden, so wurden diese Zweifel bereits nach einem Jahre glänzend zerstreut. Um diesen Zeitpunkt nämlich schwang sich der kleine Egon zu den ersten artikulirten Lauten auf, und wer beschreibt das Erstaunen und die Freude der Mutter, als sie die noch ungeübten Lippen des Kleinen den ersten Reim finden hörte, als sie deutlich vernahm, wie ihr Egon die beiden kurzen Verszeilen: „Da, da, Mama", lispelte. Sobald sie durch diese Thatsache die beseligende Gewißheit erhalten hatte, daß ihr Sohn zum Dichter berufen, zweifelte sie auch nicht länger, das ein kleiner Goethe in ihm steckte. Sie war in den nächsten Jahren nun nicht allein bedacht, ihrem Egon eine möglichst sorgfältige, auf idealen Prinzipien beruhende Erziehung zu Theil werden zu lassen, sondern sie suchte auch sich selbst alle einer Dichtermutter gebührenden Eigenschaften anzueignen. Sie hatte oft gelesen, wie wichtig der Einfluß der Mutter auf die bedeutendsten Dichter eingewirkt habe, und wie vor Allen der junge Goethe für seine Mutter, die Frau Rath, sein Leben lang so innig geschwärmt hatte. Auch ihr junger Goethe sollte dereinst mit Ehren vor seiner Mutter schwärmen können, aber sie durfte dann nicht blos Frau Schlichtemeyer heißen, das klang doch gar zu prosaisch. So war es denn beschlossene Sache bei ihr, auch eine Frau Rath zu werden. Ihren lebhaften und unablässigen Bemühungen gelang es denn auch schließlich, den Ehrgeiz des wackeren Herrn Schlichtemeyer so weit aufzustacheln, daß derselbe sich eines schönen Tages um die freigewordene Stelle eines unbesoldeten Stadtraths bewarb. Da Herr Schlichtemeyer ein durchaus ehrenwerther Mann war und seine Weine von allen besoldeten Magistratsmitgliedern mit Vorliebe getrunken wurden, so stand seiner Wahl nichts im Wege und Frau Schlichtemeyer hatte nun auch begründete Ansprüche auf den Ehrentitel einer Frau Rath. Um diese Zeit war Egon fünfzehn Jahre alt geworden. Als braves Kind war er zur Freude seiner Eltern herangewachsen, hatte nie über die Schnur gehauen und sich als gefügiges Bäumchen stets am Bande gefügt, mit dem man ihn an einem geraden Stöckchen sich emporranken ließ. Auch in Bezug auf seinen Beruf als Dichter hatte er stets den besten Willen gezeigt, dem Wunsche seiner Mutter so viel als möglich gerecht zu werden. Er schmiedete seinen Vers wie der best: Gelegenheitsdichter und schon mit dreizehn Jahren verstand er es, ganz korrekte lateinische Hexameter zu fabriciren. An seinem fünfzehnten Geburtstage machte ihn seine Mutter darauf aufmerksam, daß es nun die höchste Zeit sei, eine größere Arbeit zu beginnen, eine Tragödie etwa, die später, als verloren gegangenes Jugendwerk, in seine gesammelten Schriften natürlich nicht aufgenommen zu werden brauchte. Als gehorsamer Sohn machte sich Egon sofort an's Werk und verfaßte, wie das jeder Dramatiker von Beruf thut, in weniger als sechs Wochen eine Jambentragödie „Barbarossa". Dieses Trauerspiel, das man, abgesehen von zwei Bändchen lyrischer Gedichte, in der That als das Erstlingswerk des jungen Dichters betrachten durfte, wurde im Schlichtemeyer'schen Hause in einer größeren, eigens dazu geladenen Abendgesellschaft von dem Verfasser selbst vorgelesen und wenige Tage darauf wußte das ganze Städtchen, welch' Genie in seinen Mauern weile. Egon's Lehrer, die jener Gesellschaft auch beigewohnt und dabei den vortrefflichen Weinen des alten Schlichtemeyer tüchtig zugesprochen hatten, begannen ihrem Zögling, den sie auch schon vorher mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt behandelt hatten, nunmehr mit wahrer Hochachtung entgegenzukommen, damit nicht etwa ein späterer Literarhistoriker den Fluch der Nachwelt auf die unwürdigen Lehrer eines großen Genies herabbeschwören könne.

So begann Egon Schlichtemeyer ein berühmter Mann zu werden. Auf das Drängen der Mutter entschloß sich der alte Schlichtemeyer für ein paar Tausend Mark die beiden Bändchen lyrischer Gedichte seines Sohnes drucken und schön in Goldschnitt binden zu lassen, und so hatte die Frau Rath denn endlich die erste Staffel der Leiter zur Unsterblichkeit ihres Sohnes erstiegen: ihr Egon war bereits ein „gedruckter Dichter". Aber dabei durfte es nicht sein Bewenden haben. Egon selbst hatte nach glücklicher Vollendung des „Barbarossa" erkannt, daß er nicht zum Lyriker, sondern zum Dramatiker geboren sei. Die bekanntesten Stoffe mutheten ihn wie neue an — was ja bei berufenen Dramatikern oft vorkommen soll — und er konnte kaum die Zeit erwarten, bis er sein zweites Trauerspiel, „Konradin, der letzte der Hohenstaufen" beendet hatte. Bescheiden, wie Egon war, hatte er bisher wirklich noch nicht daran gedacht, daß eines seiner Stücke jemals das Licht der Lampen erblicken würde, er hatte sich mit dem beseligenden Gefühle begnügt, welches die Vollendung eines selbstgeschaffenen Kunstwerkes jedem Idealisten gewährt. In kurzen Zwischenräumen erlönten in den beiden einzigen Lokalblättchen unseres Städtchens erregte Stimmen aus dem Publikum, welche dem Direktor des städtischen Theaters in unverblümten Worten den Vorwurf machten, daß er der Produktion der Gegenwart die Pforten seiner Bühne eigensinnig verschließe und daß er ganz überflüssiger Weise in die Ferne schweife, wo das Gute doch so überaus nahe liege.

Diese Einsendungen, in welchen in nicht mißzuverstehender Weise auf die dramatische Produktion des jungen Egon Schlichtemeyer hingewiesen wurde, machten zuerst auf den Direktor des Theaters keinen Eindruck, da derselbe eine heilige Scheu vor kostspieligen Novitäten und besonders vor Tragödien hegte. Trotz der planmäßigen und unermüdlichen Agitation, die nunmehr von der „Frau Rath" und all' ihren Anverwandten in Scene gesetzt wurde, leistete der hartnäckige Theaterdirektor zwei Winter hindurch erfolgreichen Widerstand. Endlich mußte er nachgeben, weil er selbst etwas von den städtischen Kollegien, in denen die Schlichtemeyer's einen tiefgehenden Einfluß gewonnen hatten, zu erreichen hoffte. Er acceptirte die ungefährlichste der beiden Tragödien, den „Barbarossa", und Egon der inzwischen die Universität bezogen hatte, wurde von der Mutter sofort zurückberufen, um die Vorbereitungen und die Inscenirung zu überwachen. „Die Frau Rath" stand am Ziele ihrer Wünsche, ihr Sohn sollte in Bälde nicht nur ein gedruckter, sondern auch ein aufgeführter Dichter werden.

Im Hause der Schlichtemeyers herrschte eine fieberhafte Aufregung. Der Direktor des Theaters, der sich in das Unvermeidliche allmälig mit Würde gefügt hatte, war Hausfreund bei Schlichtemeyers geworden und auch das Völkchen der Künstler, die für die Familie des ehrsamen Weinhändlers jetzt wichtige Personen waren, verkehrten dort als gerne gesehene Gäste. Egon fühlte sich wie in einer neuen Welt. Er war der Dichter, er war der gefeierte Mittelpunkt dieses ganzen Kreises von liebenswürdigen und braven Menschen, die ihn alle mit tiefempfundenen Lobsprüchen überschütteten und mit den edlen Weinen des Vaters kräftig anstießen auf des Sohnes glänzende Zukunft als Dichter. Was Wunder, daß Egon, der es seit achtzehn Jahren von der Mutter, in allen Tonarten gehört hatte, welch ein genialer Mensch er sei, allmälig wirklich die Ueberzeugung faßte, daß er kein Dummkopf wäre. Auf den Proben, die er natürlich sämmtlich mitmachte, begann er jetzt seinen Kopf mit dem wallenden Dichterhaar höher zu tragen und stellte sogar einige selbstständige Anforderungen an die Schauspieler, mit denen er aber auf den trockenen Proben wenig Glück hatte. Der erste Held namentlich, der den Kaiser Friedrich spielen sollte, war ein starrköpfiger Bursche. Noch auf der vorletzten Probe kannte er zur größten Verzweiflung Egon's kaum ein Wort seiner Rolle und einige Theaterarbeiter wollten sogar gehört haben, wie er in der letzten Coulisse düster murmelnd die freventliche Aeußerung gethan, daß er für zwei Aufführungen, die solch ein Schmarren ja doch nur erlebe, auch keine Silbe zu lernen gedenke. Davon erfuhr Egon nun freilich nichts, eben so wenig wie von der stillen aber energischen Thätigkeit seine Mutter in dieser Zeit zu entfalten wußte. Auf ihren Antrieb hatte der alte Schlichtemeyer eine kleine Konferenz mit dem Theaterdirektor gehabt, welche zur großen Befriedigung des letzteren geschlossen und nach welcher die „Frau Rath" plötzlich mit ungeahnter Freigebigkeit ungezählte Parquetbillets zu der bevorstehenden Premiere unter die ausgebreitete Verwandschaft und Anhängerschaft zu vertheilen begann, während in den Kreisen der Dienstmänner ein kolossales Angebot von Galleriepläßen die Preise in erschrecklicher Weise herabdrückte. So nahte der Abend der ersten Aufführung heran. Das Haus war dicht besetzt und auf allen Plätzen sah man Bekannte der Schlichtemeyer mit gespannten Gesichtern; der Dichter selbst hatte in einer Loge dicht an der Bühne Platz genommen, hier ruhten in einer Ecke zwei große Lorbeerkränze und hier nahm die überglückliche Frau „Rath" die Gratulationen der intimeren Freunde des Hauses entgegen. Alles war Freude und Wohlbehagen, nur der alte Schlichtemeyer konnte sich in seine ehrenvolle Stellung als Dichtervater noch nicht mit der gebührenden Würde fügen und brachte einen kleinen Mißton in die fröhliche Stimmung. Sein Bruder, ein jovialer Junggeselle, gratulirte ihm zu seinem talentvollen Sohne und fügte scherzend hinzu: „Du wirst nun ein reicher Mann, Schlichtemeyer, Du könntest mir eigentlich die Hälfte der Tantiemen von dem Stücke Deines Sohnes schenken." Der alte Schlichtemeyer rückte unruhig auf seinem Fauteuil hin und her und sagte achselzuckend: „Du sollst sie haben, Bruder, wenn Du mir die Hälfte der Kosten bezahlst." Ein vernichtender Blick der Gattin belehrte ihn sofort von der unpassenden Verweislichkeit seiner Aeußerung; er sprach fortan kein Wort mehr und lächelte nur zuweilen süß-sauer, wenn das stürmische Klatschen an sein Ohr tönte. Das Stück hatte begonnen und fand riesigen Beifall, der sich bis zum Schluß fort und fort steigerte. Als schließlich „Kaiser Rothbart lobesam" die prophetischen Worte gesprochen hatte, daß Deutschland einst groß und einig sein würde — man schrieb gerade die Jahreszahl 1872 — da wollte der Jubel der überraschten Zuhörer gar kein Ende nehmen und Egon Schlichtemeyer mußte vor der Rampe erscheinen, um als Dichter den Dank des Publikums und die zwei Lorbeerkränze der Mutter in Empfang zu nehmen. Es war doch ein erhebender Moment für den alten Schlichtemeyer, als er seinen Namen so von aller Lippen erklingen hörte, und als sein Egon einige Minuten später in die Loge der Eltern trat, da umarmte er den theuren Sohn in inniger Rührung und küßte ihn auf beide Wangen.

Abends war großes Souper im ersten Hotel des Städchens, wozu der Theaterdirektor, sämmtliche mitwirkende Künstler, die sonstigen Freunde des Hauses und auch die beiden Kritiker der beiden Localblättchen geladen waren, von denen jedoch der Eine, sehr kurz hatte absagen lassen. Es ging hoch her bei diesem Souper; das Essen war vorzüglich und der alte Schlichtemeyer hatte zu dem Ehrentage seines Sohnes die besten Marken aus seinem Keller herbeigeschafft. Reden wurden gehalten über Alles und Jedes, Toaste wurden ausgebracht auf den jungen Dichter, auf die Nationalliteratur, auf die „Frau Rath", auf den Vater und die übrigen Verwandten des jungen, neu erstandenen Genies. Ein redegewandter Charakterspieler faßte schließlich die Meinungen aller zusammen, indem er den jungen Schlichtemeyer wirklich und wahrhaftig mit dem jungen Goethe verglich und seine Rede mit den inhaltreichen Worten schloß: „Unser Schlichtemeyer soll leben, damit wir stolz dereinst in alle Welt es rufen dürfen: Denn er war unser!" Diese treffende und geistvolle Ansprache versetzte den alten Schlichtemeyer in eine solche Ekstase, daß er stehenden Fußes die ganze Gesellschaft, wie sie da versammelt war, gleich noch einmal auf den morgenden Abend zu einer großen Soiree in seinem Hause einlud. Selbstverständlich wurde diese Einladung mit Akklamation angenommen.

Am folgenden Abend war im Hause der Schlichtemeyer Alles in festlichster Stimmung, nur Egon ging nachsinnend umher und wartete auf die Kritiken über sein Stück. Offen gestand er das natürlich nicht ein, denn er sah, wie alle schöpferischen und bahnbrechenden Genien, mit souveräner Verachtung auf die Kritik herab, aber innerlich war er doch sehr gespannt, was die gedruckte öffentliche Meinung zu seinem Stücke sagen würde. Endlich begann es zu dunkeln, die Gastzimmer wurden hell erleuchtet und mit den ersten Gästen erschienen auch die Blätter. Als allererster Gast stellte sich der eine Kritiker ein, der sein Blättchen noch druckfeucht selbst überreichte. Die Kritik, die ein Lobeshymnus auf das neuerstandene Genie war, wurde sofort laut vorgelesen und der Kritiker erhielt bei der Tafel den Ehrenplatz neben der „Frau Rath". Wie eine Bombe fiel jedoch in diese gehobene Stimmung die Nummer der größeren Zeitung des Ortes, welche die Tragödie Egon's als unreife, talentlose Anfängerarbeit verurtheilte und dem Verfasser den wohlgemeinten Rath gab, lieber in das Geschäft seines Vaters zu treten, als noch länger auf Jamben und anderen Versfüßen mühsam weiterzuhinken. Der Mutter stiegen die Thränen in die Augen, der Vater machte ein bedenklich mißvergnügtes Gesicht und Egon selbst lachte kurz und höhnisch auf, biß aber doch ärgerlich die Zähne zusammen. Es drohte schwül zu werden in der zahlreichen Gesellschaft, doch fand auch jetzt wieder der redegewandte Charakterspieler das erlösende und befreiende Wort. Er ergriff sein Glas, erhob sich und sprach: „Lassen Sie sich nicht beirren, mein werther junger Freund, durch das gehässige Geklaff eines talentlosen Kritikasters, dem die Nachwelt das Brandmal der Lächerlichkeit auf die feile Stirn drücken wird, wenn das kommende Jahrhundert der kommenden Generation „Egon Schlichtemeyer im Urtheile seiner Zeitgenossen" zeigen wird. Die verständige und einsichtsvolle Kritik haben Sie auch heute schon auf Ihrer Seite, lassen Sie sich daher nicht hemmen und stören, sondern schreiten Sie rüstig fort auf dem Wege zur Unsterblichkeit!" Brausender Jubel folgte den Worten des Redners, Egon lächelte geschmeichelt, „Frau Rath" trocknete ihre Thränen und Papa Schlichtemeyer gab dem Diener den leisen Auftrag, noch einen Korb Champagner aus dem Keller heraufzuholen. In ungetrübter Heiterkeit ging der Abend zu Ende und einige Tage darauf reiste Egon nach der Universität zurück, um zu neuen dichterischen Thaten zu rüsten. Auch ich verließ bald darauf das Städtchen für immer und habe seitdem nie wieder etwas von Egon Schlichtemeyer gehört. Daß auch aus diesem jungen Goethe ein alter Goethe geworden ist oder dereinst noch werden wird, glaube ich daher nicht mit Unrecht bezweifeln zu dürfen.

Max Schoenau.

—Eine drollig komplizirte Straßenscene berichten Wiener Blätter. Die Verwickelung begann damit, daß in der Taborstraße eine Magd einen Hund im Spiel zum Fenster hinausstieß. Der Hund fiel auf den Czako eines eben vorübergehenden Infanteristen, wodurch dem Marssohne die Kopfbedeckung so tief über's Gesicht gedrückt wurde, daß von diesem nur das Kinn zu sehen war. Der Hund war schon längst mit heilen Knochen wieder in die Wohnung seines Herrn hinaufgeeilt, als Kopf und Antlitz des Vaterlandsvertheidigers durch einen gutherzigen Passanten vom Czako endlich befreit wurden, worauf der Soldat seinem humanen Helfer zunächst eine Ohrfeige applizirte. „K.... verdammtes, warum hast mir Czako aufgetrieben?" Der freundliche Passant war natürlich ob solchen Dankes für seine Mühe ganz perplex. Der Soldat aber, als er von der mittlerweile angesammelten Menschenmenge belehrt wurde, daß nicht der Passant, sondern ein herabgestürzter Hund ihm den Czako in's Gesicht gedrückt habe, verlor auch jetzt nicht seine Schlagfertigkeit, indem er dem mit so üblem Danke belohnten Manne zurief: „Wann haben's Hundel fallen sehen auf kaiserliche Czako, warum haben's nit liebe Hundel aufi'ngte mit Händ'." Wandte sich um und ging stolz seiner Wege.

Gorilla über die Descendenzlehre.

Auszug aus einem in der öffentlichen Affen-Versammlung gehaltenen Vortrag.

Meine verehrten Freunde!

Nicht etwa, um bloß nachzuäffen, ergreife ich das Wort in dieser mir persönlich besonders affröfen Frage. Wie von den Zweihändern, so ist sie auch von uns oft genug in Erwägung gezogen worden, ohne daß es auch uns gelungen ist, zu einem definitiven Resultate zu gelangen. Die Frage ist eine offene geblieben und wird dies wohl auch vorläufig bleiben. Wenn sie aber von den Zweihändern besprochen wird, dann geschieht das niemals ohne Affront für uns, (Hört! Hört!) und daher sehe ich mich nolens volens gezwungen, von Zeit zu Zeit mich wieder mit diesem Gegenstande zu beschäftigen.

Denn nicht ernst und nicht häufig genug können wir gegen die Annahme protestiren, daß die Menschen von uns abstammen! (Lebhafter Beifall.) Durch diese Annahme wäre zugegeben, daß wir uns nicht eben zu unserm Vortheil verändert hätten. (Erneuerter Beifall.) Wer die Menschen kennt, wird dies bestätigen, (Ein Schimpanse: Sehr richtig!) wir aber haben keine Lust, als Urmenschen zu gelten, so lange wir uns der Ueberzeugung nicht zu verschließen vermögen, daß unsere Nachkommen nach so vielen Seiten hin aus der Art geschlagen sind. (Bravo!)

Weshalb ich persönlich keinen der Unseren an den Menschen gefressen habe, das will ich in kurzen Worten darthun, um gleichzeitig zu zeigen, daß ich nicht etwa durch gekränkte Eitelkeit zu meinem Protest geführt werde. Die Menschen sind mir eben nicht sympathisch, weil sie die Pietät nicht kennen, das ist Alles. Sie lachen über uns, über uns, die sie doch für ihre Vorfahren halten. (Rufe: Pfui!) Goethe spricht mit Mißachtung von uns, indem er an irgend einer Stelle sagt: „Bewund'rung von Kindern und Affen," und den Ersteren wird heute noch eine Strophe eingepaukt, welche lautet:

„Der Affe gar possirlich ist,
Zumal, wenn er vom Apfel frißt:"

(Unruhe.) Weshalb wir besonders possirlich sind, wenn wir uns dem Apfelgenuß hingeben, daß weiß ich nicht. Ich kann mir nicht denken, daß Adam possirlich ausgesehen hat, als er „vom Apfel aß," — ich will das häßliche Fremdwort „fressen" hinunterschlucken, — und dann sind wir doch ebensowenig „gar possirlich". Ferner nennen sie ihre Betrunkenheit kurzweg Affe. (Ein Pavian: Lächerlich!) Ja, das ist das richtige Wort. Denn wer hätte schon einen betrunkenen Affen gesehen? Würde einer von uns auf einen grünen Zweig kommen, wenn er betrunken wäre? Der Affe, der betrunken wäre, fiele wahrlich nicht weit vom Stamme! (Sehr wahr! Beifall.)

So viel über meinen Standpunkt gegenüber den Menschen, welche von uns abzustammen behaupten und doch ihre Urväter pietätslos beschimpfen. (Sehr gut!) Aber ich könnte mich mit affenmäßiger Geschwindigkeit darüber hinwegschwingen, wenn ich in den Menschen heute noch eine Spur von unserem innersten Wesen entdeckte. Denn an dem Aufrechtgehen und an der quantitativen Differenz des Gehirns liegt es doch wahrlich nicht. (Zustimmung.) Es giebt Gorillas, sagt Virchow sehr richtig, bei denen der Schädelinhalt beinahe 600 Cubikcentimeter erreicht. (Hört! Hört!) Der Charakter entscheidet. (Rauschender Beifall.)

Meine verehrten Freunde, man spricht von Menschenliebe und von Menschenhaß, aber nur von Affenliebe. Es giebt keinen Affenhaß. (Sehr gut!) Der Haß ist eine Charaktereigenthümlichkeit der Menschen. Die Menschen lieben den Haß. (Gelächter.) Sehen Sie sich die Menschen an, wie sie sich betrügen und belügen, wie sie sich vor Eitelkeit und Eigennutz verzehren, wie sie ihren ganzen Witz auf die Erfindung von Mordinstrumenten lenken! So tief es mich schmerzt, daß die Menschen in ihren zoologischen Gärten und ähnlichen Instituten Kerker, angefüllt mit den lieben Unserigen, unterhalten, so ist es mir doch auch lieb, daß sie damit ein Bild der Eintracht, welche unter den Affen herrscht, vor sich haben, ein sie beschämendes Bild, denn da finden sie keine Spur von Haß und Verfolgung, sondern nur harmloses zärtliches Beisammensein, häufig sogar ein allzu zärtliches. (Heiterkeit.) Ich will letzteres nicht billigen, (Oho! Unruhe) aber gerne will ich es gelten lassen, denn mir scheint ein Zuviel erfreulich, wo das Zuwenig unter den Menschen schon Verfolgung und Feindschaft bedeutet.

Aber, meine verehrten Brüder, wenn die persönlichen Beziehungen der Menschen zu einander derartige sind, daß sie in keinem Punkte die Berechtigung haben, von uns abstammen zu wollen, so spricht gegen dieselbe ihr übriges Gebahren nur noch lauter und deutlicher. Ich bin ein alter Affe, aber noch ist mir weder ein Pavian, noch ein Gibbon, weder ein Orang-Utang, noch ein Makak vorgekommen, der sich mit allen Vieren gegen die Freiheit gesträubt hätte. (Rauschender Beifall.) Ich will Ihnen nicht wünschen, jemals unter die Menschen zu gerathen, aber wenn dies geschähe, so würden Sie mit Schrecken wahrnehmen, wie diese sogenannten Herren der Schöpfung heute bei dem bloßen Schall der Worte „Freiheit und Fortschritt" in Bestürzung gerathen. (Sensation.) Und diese Herren wollen von uns abstammen? Es ist geradezu keck, aufdringlich, empörend, eine Menschenschande! (Langanhaltender Beifall. Mehrere Affen eilen fort, fangen Salamander und reiben sie zu Ehren des geehrten Redners.)

Doktor-Weisheit.

„Na, wie geht's mit dem Husten, haben meine Tropfen gewirkt?" — „Mit'n Husten geht's mir schon gut, aber die Tropfen nehm' i' nimma; mir hat die Nachbarin einen Thee angerathen, und der hat mich ganz herg'stellt." — „Lassen Sie seh'n..... das ist ja Kramperlthee .... Unsinn! Den hätt' ich Ihnen auch verschreiben können, wenn S' mir g'sagt hätten, daß er Ihnen hilft."

Galerie berühmter Thoren der Naturwissenschaft,

entworfen vom Verein der Antigelehrten.

Archimedes aus Syrakus. Hatte die fixe Idee, die Bestimmung des specifischen Gewichts und das Hebelgesetz entdeckt zu haben, und wurde dieserhalb vermuthlich im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt wegen groben Unfugs gebührend bestraft.

Galilei. Besaß schon in seiner Jugend einen schwachen Kopf, vertrottelte späterhin immer mehr und verkam mit der Zeit derart, daß er sich schließlich gänzlich mit Pendelbewegungen beschäftigte und Jupitermonde entdeckte.

Torricelli. Ein beschäftigungsloser Querkopf, stellte den ersten Barometer her und bewies dadurch das alte Sprichwort: Müßiggang ist aller physikalischen Constructionen Anfang.

Kepler. Stellte die nach ihm benannten Planetengesetz auf, wie man annimmt in einem Moment, als er von seinem Wärter ohne Aufsicht gelassen war.

Otto von Guericke. Eine alte Zigeunerfrau prophezeite ihm einst, er würde in seinem Leben zwei colossale Dummheiten begehen. In der That baute er bald darauf die erste Luftpumpe und die erste Elektrisirmaschine.

Olaf Römer. Hatte den curiosen Einfall, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes zu bestimmen und wurde in Folge dessen zum Ehrenmitglied des Vereins speculativer Cretins ernannt.

Isaak Newton. Zog sich durch unordentlichen Lebenswandel eine Gehirnerweichung zu, welche mit der Aufstellung des Gravitationsgesetzes und der prismatischen Zerlegung des Lichtstrahls endete.

d'Alembert. Erwies sich als vollkommen unfähig zur Erlernung irgend eines bürgerlichen oder militärischen Berufes, so daß ihm Nichts übrig blieb, als die analytische Mechanik durch etliche Fundamentalsätze zu vervollkommnen.

Franklin. Hatte den sonderbaren Ehrgeiz, eine der komischsten Figuren der Weltgeschichte werden zu wollen, und erfand, um zu diesem Ziel zu gelangen, den Blitzableiter.

Montgolfier. Erbaute, wahrscheinlich als Antwort auf die humoristische Preisfrage einer Carnevalsgesellschaft, den ersten Luftballon.

Galvani. Soll angeblich den Galvanismus entdeckt haben. Mit größerem Recht dürfte ihm die Erfindung der Pappnasen zugeschrieben werden.

(Kann fortgesetzt werden.)

Künstlerische Unterhandlungen.

Agent: Könnte ich das werthe Schwein mal sehen?

Director: Der Künstler schläft noch, und ich darf ihn nicht stören, bevor ich ihn grunzen höre. Die gestrige Vorstellung hat ihn angegriffen, er mußte etliche Nummern wiederholen. Der Wärter meldete, der Künstler habe ganz kalte Füße.

Agent: Wir nennen dies Eisbeine, die wir mit Sauerkohl als eine Delicatesse genießen.

Director: Sie scheinen den Künstler unter die gewöhnlichen Schweine zu rangiren. Ich habe dies bereits ungern bemerkt, als Sie ihn Schwein nannten. Wenn Sie nicht Lust haben, ihn Künstler — das ist er! — zu nennen, so sagen Sie wenigstens Sus. So heißt das Thier lateinisch.

Agent: Wann also wäre unser Sus zu einem Gastspiel zu haben?

Director: Er ist sehr begehrt, man reißt sich förmlich um ihn. So hat er denn eine lange Tournee vor sich, aber ich denke, daß er im Herbst auf einige Abende frei ist.

Agent: Wenn ich also im October das Schwein haben könnte —

Director: Sie sprechen schon wieder das häßliche Wort aus.

Agent: Ich bitte um Vergebung, Schwein heißt bei uns Glück, und man trägt deßhalb das Thier in kostbarem Metall als Berloque.

Director: Ein philosophisches Volk, das deutsche! Also im October wird der Borstenkünstler zu Ihrer Verfügung sein. Hier seine Photographie, sie stellt ihn auf den Hinterbeinen nachdenkend vor. Ich höre ihn grunzen, entschuldigen Sie mich gefälligst.

Agent: Adieu also, empfehlen Sie mich dem Künstler, und ich wünsche ihm eine trichinenfreie Zukunft.

Der Gärtner-Vogel. Der fabelhafte Vogel auf Neu-Guinea, von dessen Treiben schon viele Reisende berichteten, ist neuerdings von dem Italiener Boccari beobachtet worden. Der Vogel hat ein ausgesprochenes Talent zur Gärtnerei und müssen seine Leistungen auf diesem Gebiete als zu dem Außerordentlichsten gehörig bezeichnet werden, was von „Arbeits-Thieren" bis jetzt bekannt geworden ist. Die Eingebornen nennen den Vogel „Tutzan-Koban", das heißt Gärtner-Vogel, und Boccari berichtet Folgendes über seine Thätigkeit: Der Tutzan Koban, der sehr selten ist, sucht sich im Urwald eine Lichtung aus, in deren Mitte sich ein kleines Gestrüpp befindet. Dasselbe dient ihm zum Mittelpunkt seiner Kolonie. Rings um das Gestrüpp legt er kleine, rundliche, bienenkorbförmige Hütten, welche ihm zum Nisten dienen, an, die eine Oeffnung haben, durch welche er bequem aus- und eingehen kann. Wie die Schwalbe zum Baue ihres Nestes, so trägt auch er Erde herbei, aber er breitet dieselbe vor seiner Hütte aus und reinigt sie sorgfältig von Steinen, so daß die Erde sich bald mit grünem Rasen bedeckt. In diesem Rasen legt er die Samenkörner der Garcinia und jene des rosigen Vaccinium. Die heranwachsenden Pflanzen erneuert er, so oft sie abblühen. Der Reisende gelangt nur selten dazu, eine solche merkwürdige Kolonie im Wald zu beobachten; aber an der Wahrheit der obigen Angaben kann nicht gezweifelt werden. Vor einiger Zeit hatte man auf Neu-Guinea zwei junge Gärtner-Vögel eingefangen und nach Frankreich an den Jardin d'Acclimatisation gesendet; dieselben starben leider während des Transports.

Alte Achtundvierziger.

Ein Wiener Straßenbild aus der Märzwoche 1883 von Friedrich Schögle.

Sie hatten sich wieder einmal eingefunden. Fast vollzählig kamen sie und stellten sich auf die gemeinsamen Sammelplätze. Sie folgten keinem namentlichen Aufruf, keiner allgemeinen Verabredung — in spontaner Herzensregung trieb es sie nach den Orten, wo man sich selbstverständlich treffen mußte, wo man sich nach Jahren wieder sah und sich stumm begrüßte und bewegt die Hände reichte. Ohne Kommando erschienen sie, aber trotzdem pünktlich und gewissenhaft: Sonntags auf dem Schmelzer Friedhofe vor dem Grabe der Märzopfer, und Montags am Sarge Füster's. Ein sehenswerther Anblick diese Civilveteranen, die letzten lebenden Ueberbleibsel aus der glorreichen „Sturm- und Drangperiode!"

Schon früh Morgens konnte man am ersten Fest- und Trauertage markante Gestalten bemerken, die uns das Jahr über gar nicht auffällig und die erst da wieder Bedeutung bekamen, durch die Bedeutung des Tages. Meist grauhaarig, eilten oder trippelten und humpelten sie vorwärts. Alle nach einem und demselben Ziele. Ein herber, eiskalter Orkan strich über den weiten Plan, aber die Unbill des Wetters hinderte sie nicht, den harten Marsch zu machen, aus fernen Vorstädten von den entlegensten Punkten. Manchem fiel's sichtbar schwer und schier mit Mühsal und Anstrengung schleppte er sich fort, aber dabei sein mußte er, und so achtete er nicht der brutalen Witterungs-Launen, die sich ihm entgegenstellten, und daß es ihm bei jedem Schritt den Athem verlegte. War man einmal draußen, so vergaß man gleich die Strapazen und stand mit erhobener Brust vor dem imposanten Denkmale. Ein beredtes Bild! Wortlos die Menge, doch wie Ehrfurcht spricht es aus ihren Mienen. Die Zeugen jenes Tages entblößten das Haupt, sie falten die Hände, ihre Lippen bewegen sich und sie lispeln ein kurzes Gebet. Feuchten Auges nehmen sie dann Abschied und kehren heim zu den Ihren und erzählen den Söhnen und Enkeln von jenen großen Geschehnissen, wie das arg verlästerte Wien für ganz Deutschland das Zeichen zur Erhebung gab, welche Männer mit zweifelloser Todesverachtung die hehrsten Menschenrechte uns eroberten und mit welchem Heldenmuthe die wackere Jugend Allen voranstürmte!

Die „Goldjungen"! Am nächsten Tage umstanden ihre Erben einen todten Mann, der einst das lebendigste Symbol begeisterter Freiheitsliebe war! Wer da auf den Stufen der Karlskirche Heerschau hielt über die tausendköpfige Schaar edelster Fortschrittskämpfer, und sah, wie sie mit flammenden Blicken und gerötheten Wangen den empfundenen Worten lauschten, die ein treugebliebener und bewährter Streiter von „damals" mit vor Erregung zitternder Stimme sprach, der konnte den Glauben an die Zukunft nicht verlieren und athmete völlig erleichtert auf. „Noch gibt es eine Jugend," sagten sich die Greise, die der Todtenfeier beiwohnten, „sie wird das von uns Errungene bewahren!" Vernahmst Du, den sie unter Lorbeer- und Immortellenkränzen begruben, diesen Trostesspruch? Blumen gab man Dir mit auf die trübselige Fahrt, bleiche Schneeglöckchen und duftige Märzveilchen als Scheidegrüße und zugleich als Lenzboten, als Erstlinge des erwachenden neuen Lebens!

Gerührt sahen die Alten dem Wagen nach, der so reich mit Blumenspenden behangen, gerührt und erschüttert, und sie murmelten so etwas vor sich hin, das klang wie eine bittere Klage: „Wieder Einer! Bald sind's ihrer Alle!" Dann trennte man sich und sagte sich ein ernstgemeintes Lebewohl, für lange Zeit, vielleicht zum letzten Mal und für immer.

Gerührt und erschüttert, aber nicht in unmännliches Schluchzen aufgelöst. Manche blickten sogar stolz und erlahten sich an ihren Erinnerungen. Waren sie doch stets dabei, wo Gefahr drohte und wo es heiß herging! Der unterschrieb schon am 6. März die Arthaber'sche Bürger Petition, Jener die Schriftsteller-, Dieser die Studenten-Adresse. Der Eine war am 1. März in der Herrengasse, als die erste Todesfahne krachte, der Andere hob einen Redner auf die Schulter, der das „System" und seinen Repräsentanten stürzte. Ueberall gab's zu thun und man legte Hand an in selbstloser, aufopfernder Hingebung. Welch' eine Zeit! Welch' Frühjahr, welch' Sommer, welch' fürchterlicher Herbst und schließlich welch' ein entsetzlicher Winter! Ging's doch Einigen nachmals auch recht schlecht und verseufzten sie die Jahre in dumpfen Kasematten oder auf ruheloser Flucht, unablässig verfolgt und wie ein Wild gehetzt von der blutgierigen Meute der Spione und Angeber! Müde und gebrochen kehrten sie später in die Heimath zurück, nichts mit sich bringend, als die alte Liebe im Herzen, die Liebe zur „Sache", die sie einst hieß, wenn's sein sollte, auch in den Tod zu gehen.

Die alten Achtundvierziger! Sind's doch ohnehin ihrer nicht mehr allzu Viele! Längst deckt die Meisten die Erde; hier und dort, in weiter Ferne scharrte man sie ein, fremd unter Fremden schlossen sie ihre Augen, aber gewiß noch einmal des Tages gedenkend, an dem die Menschenwürde ihre Auferstehung fand. Das Häuflein, das sich noch erhielt und seinen Schwüren treu blieb, das schlüpft jedoch bei